

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 11 (1921)
Heft: 41

Artikel: Herbstgefühl
Autor: Geibel, Emanuel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645219>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 41 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 15. Oktober 1921

Herbstgefühl.

Von Emanuel Geibel.

O wär' es bloß der Wange Pracht,
Die mit den Jahren flieht!

Doch das ist's, was mich traurig macht,
Daß auch das Herz verblüht.

Daß wie der Jugend Ruf verhallt
Und wie der Blick sich trübt,

Die Brust, die einst so heiß gewallt,
Vergißt, wie sie geliebt.

Ob von der Lippe dann auch kühn
Sich Wit und Scherz ergießt,

's ist nur ein heuchlerisches Grün,
Das über Gräbern spricht.

Die Nacht kommt, mit der Nacht der Schmerz,
Der eitle Schimmer bricht;
Nach Tränen sehnt sich unser Herz
Und findet Tränen nicht.

Wir sind so arm, wir sind so müd',
Warum, wir wissen's kaum,
Wir fühlen nur, das Herz verblüht,
Und alles Glück ist Traum.

Die Drei.

Ein Bild von Ernst Zahn.

1:

Das kleine, weit außerhalb des Dorfes Heimsbach an der Landstraße stehende Haus war ganz eingesponnen in Kapuzinerranken. Sie waren rings um die Mauern gezogen und hingen von den Fenstern in allen Tönen vom hellsten Goldgelb bis zu tiefsten Sammetbraun. Das Haus stand da wie die Bild gewordene Freundlichkeit. Sie schaute ihm aus den sauberen Fenstern, und wer mit der Sonne durch diese in die Stuben guckte, gewahrte blitzblank geschewerte Tannenböden, viel schneeweißes Häckelspizenwerk auf Betten, Ruhebett, Kommoden, dem gepolsterten Lehnstuhl, und allerlei künstliche und natürliche Blumen in altmodigen Vasen, die in die Räume dieselbe frohe Buntheit trugen, die das Haus von außen zeigte.

Drei Frauen wohnten hier, die Frieden mit sich und der Welt hatten, von ihr nichts wollten, ja so einsam lebten, daß sie selbst in's Dorf hinein sich nur begaben, wenn sie irgend einen dringenden Einkauf zu machen hatten. Das würde ihnen wohl mancherorts übel verdacht und mit dem Namen Sonderlinge bezahlt worden sein. Die Heimsbacher hatten aber in all den Jahren gelernt, daß die Witwe ihres einstigen Pfarrers Frau Christine Bucher, ihre ebenfalls verwitwete Tochter Anna und die sechzehnjährige Wilma, das Kind eines verschollenen Sohnes und Bruders, Menschen waren, denen sich beim besten Willen nichts Uebles nach-

sagen ließ, und es ging daher kein Dörfler am Hause vorbei, ohne einen wohlgefälligen Gedanken hinein zu senden.

Frieden hatten die drei Frauen gehabt, einen jahrelangen, wunschlosen Frieden, wie er nach mancherlei Stürmen und Sorgen erkaufte wird. Die Tochter Anna war nach einer mehrjährigen kinderlosen Ehe mit einem städtischen Beamten, die junge, schwarzbraune Wilma als wegverlorene Waise aus Welschland in das Haus der Mutter und Großmutter zurückgekehrt. Die stramme und tätige Anna Kraft übernahm die Führung des Hauswesens. Frau Christine, eine fromme Frau, die sich aber im Herzen ihre Kirche ausgerichtet hatte, seit ihr Mann das Dorfgotteshaus und sie selbst verlassen, hatte ihre Kinder als ihren einzigen Lebensbesitz in hoher, stiller, fast heiliger Liebe gehalten, und als der Sohn verloren ging, sein Teil auf sein schlankes Tochterlein mit den großen, frühesten dunklen Augen übertragen. Umgekehrt liebten Tochter und Enkelin sie nicht nur um der Zuflucht willen, die sie ihnen bot, sondern aus tieferen und sich immer mehr vertiefenden Ursachen. Frau Christine besaß trotz ihrer hohen Siebenziger Jahre, ein jungfräuliches Gemüt, in ihrer schlanken, zierlichen Gestalt eine anmutvolle Beweglichkeit und in ihren Runzelhänden eine merkwürdige Geschicklichkeit. Sie versah im Hause Schreiner und Schneider, Maler und Koch, kurz war ein Allerwelthelfer. Das Beste aber blieb, daß sie nicht nur die Händehilfe ver-